

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 112 (1986)
Heft: 8

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zeit- zeichen

Wahrscheinlich bin ich hoffnungslos antiquiert. Fest steht jedenfalls, dass mir vor dem Strassenverkehr je länger, je mehr graut.

In jungen Jahren pedalte ich querstadtein, dass es (k)eine Art hatte: freihändig, mit einem Pas-

Von Ilse Frank

sagier auf dem Gepäckträger – gerade so, wie es mir Spass machte. Jetzt schleiche ich auf Schusters Rappen umher, begehe brav Trottoirs und Zebrastreifen. Vorüberflitzende – mehr noch stokkende – Kolonnen geben mir zu denken: Halten die Chauffeure den Stress überhaupt aus?

Kaum, bin ich geneigt zu antworten, denn was ich rings entdecke, lässt auf seelische Qualen schliessen: Automobilisten, die den Vortritt erzwingen, waghalsig überholen, Stoppsignale missachten ... Gestern wurde ich gar Zeuge eines Aktes offener Aggression.

Bis gegen 21 Uhr war mein Abend friedlich verlaufen. Da fiel mir ein, dass ich die Schuhe zu reinigen vergessen hatte. Frisch packte ich sie an den Bündeln, fasste Bürste und Lappen, schritt durchs Treppenhaus, vor unseren Block. So kompliziert wird's, wenn die hausmütterliche Pflicht ruft, denn mir steht kein Balkon zur Verfügung. – Dies nur, damit der geneigte Leser Verständnis für meine nächtliche Eskapade aufbringt und sich die Szenerie plastisch vorzustellen vermag.

Ich pflanzte mich unter der Eingangslampe auf und begann mit der Säuberungsaktion. Mitten in emsiger Tätigkeit zuckte ich zusammen. Ein dumpfer Knall war an mein Ohr gedrun-gen, den das Gehirn gleich als einem Blechschaden zugehörig registrierte. Das gibt's doch nicht, dachte ich – vollkommen unlogisch, denn was ich gewahrte, legte die Möglichkeit eines Zusammenstosses nahe. Vor der Ampel, am Hang, stand Wagen an Wagen. Ganz oben, fast schon in der Kurve, hatte sich die Schlange zu bewegen begonnen, und diese Bewegung setzte sich nun nach unten fort. Ein Auto aber hemmte sie. Stand da, kam nicht vom Fleck. Der Motor jaul-

te auf – weiter geschah nichts. Sekunden mochten zerronnen sein, da vernahm ich wieder einen dumpfen Knall. Angestrengt äugte ich meterweit und erblickte zwei Stossstangen, die aneinanderklebten. Glas klirrte.

Langsam glitt das hintere Auto abwärts, so dass ich eine Kettenreaktion, eine Massenkarambolage, fürchtete. Doch zu meiner Verblüffung schoss der Retourroller plötzlich nach vorn – und prallte erneut gegen den blockierten Wagen. Wieder splitterte Glas.

Natürlich trachtete ich nicht mehr danach, meine Bottinen vom Staub zu befreien. Hypnotisiert starrte ich auf das Geschehen im Laternenlicht, während ich mich hinter Buschwerk zu verbergen suchte: Die Situation wurde garantiert brenzlich, hatte doch Lenker B offenbar beabsichtigt, Lenker A ein Leides zu tun. Da hielt ich mich besser auf Distanz.

Dem vorderen Wagen entstieg

ein junger Mann, richtete sich hoch auf und rief: «Was ist eigentlich los?» B schälte sich aus seinem Sitz, bekam Grund unter die linke Stiefelsohle, kickte mit dem rechten Absatz die Tür seines Vehikels zu: «Das möchte ich auch wissen!» brüllte er. «Sie haben mich zweimal gerammt», stellte A sachlich fest. «Ich Sie – ja geht's eigentlich noch? Sie sind in mich getätscht!» keifte B. «Wahrscheinlich können Sie weder kupeln noch bremsen!»

«Mir langt's!» A wurde laut. «Ich will die Polizei. Folgen Sie mir, ich parkiere um die Ecke.» «Polizei? Parkieren?» B schlug sich gegen die Stirn. «Was glauben Sie eigentlich, wieviel Zeit ich habe? Und überhaupt nähme es mich wunder, wo's fehlt. Mein Karren ist schliesslich kaputt, nicht Ihrer!»

Was A erwiderte, entging mir. Ein Hupkonzert zerschlepperte seine Worte. Ich pirschte in den Hausgang, obwohl ich dadurch die Fortsetzung der Geschichte

verpasste. Die Luft schien mir viel zu dick, um in ihr auszu-harren. Überdies hatte sich ein Passant ins Rededuell eingemischt und sich anerbieten, seine «haarscharfen Beobachtungen» zu Protokoll zu geben. Also wurde ich nicht benötigt.

Aufatmend betrat ich meine Stube, seufzend liess ich mich in den bequemsten Sessel fallen. «Das Volk spinnt», brummte ich, «jetzt sind die Raser rasend geworden.» Zuerst kam ich eine Weile nicht aus dem Wundern, aus dem Kopfschütteln heraus. Allmählich aber erfüllte mich Mitleid. Was muss Menschen bewegen, die so handeln wie derjenige, den ich «ertappt» habe – und dessen Angriff wohl keine Einzelserscheinung ist? fragte ich mich.

Ich schwor mir, nie ein Steuer in die Hand zu nehmen, denn ich kenne mich zu lange, um mich gegen Anfälle der geschilderten Art gefeit zu fühlen.



Im Laufschrift durch Rom

Jetzt flattern sie wieder von überall her ins Haus, die farbenprächtigen Reiseprospekte, und bieten Billigreisen an – bis ans Ende der Welt. Mich jedoch reizt weder Bombay noch Singapore, weder Guayaquil noch Auckland – habe ich doch meine letztjährige Romreise bis auf den heutigen Tag nicht ganz verdaut. Immer wieder nehme ich mir die Bildbände vor und versuche Ordnung und Übersicht in all das Geschaute zu bringen.

Unser Reiseleiter schleuste uns 25 Teilnehmer im Laufschrift kreuz und quer durch die Strassen von Rom. Wenn man nur acht Tage zur Verfügung habe, meinte er, müsse etwas laufen. So liefen wir ihm denn gehorsam hintennach (im langen Gänsemarsch), heimsten manch belustigtes Lächeln von Passanten ein, aber auch manch eindeutige Handbewegung erboster Automobilisten, denen wir wie eine Schar verzatterter Hühner vor die Räder liefen, in der Angst, unseren rüstig ausschreitenden Führer zu verlieren. Die älteste Teilnehmerin war, wie sie stolz verkündete, genau achtzig Jahre alt. Sie hatte sichtlich Mühe, das angeschlagene

Tempo einzuhalten. Zu unser aller Glück trug sie stets ein hell leuchtendes, gelbes Stroh-
hütchen, das weithin sichtbar war. Mit Leichtigkeit konnten wir ihr
jeweiliges Auftauchen um die
Häuserecke wahrnehmen, die
Beobachtung melden und den
ungeduldigen Leiter weitermar-
schieren lassen. Dieses System
funktionierte immer, bis auf ein
einziges Mal. – Davon später!

Vorläufig jagte uns der Führer
von Piazza zu Piazza, von Mu-
seum zu Museum, von Kirche zu
Kirche. Die Zahl der Eindrücke
wuchs. Meine langsame Seele be-
gann Qualen zu leiden. Ständig
fiel mir jener Indianer ein, der bei
seiner ersten Autofahrt den
Chauffeur bat, aussteigen zu dür-
fen, um am Strassenrand auf
seine Seele zu warten, die nicht
nachgekommen sei. Ähnliche
Empfindungen hatte ich. In Ge-
danken war ich noch beim «bam-
bino» aus Olivenholz in der Kir-
che von S. Maria in Aracoeli –
und hätte mich am liebsten zu den
Jugendlichen auf die herrliche
Treppe gesetzt, um das Geschaute
zu verdauen. Das ging natürlich
nicht an. Um unsere Truppe nicht
aus den Augen zu verlieren,
musste ich hintennachrennen, zur
Kirche «il Gesù», dann zu
S. Ignazio – oder war es S. Pietro
in Vincoli?

Nachts, in meinen Träumen,
gaben sich all die prächtigen Kir-
chen, Santa Maria Maggiore,
S. Pudenzia, S. Paolo und S. Gio-
vanni, die Hand und tanzten
einen Reigen, bis mir schwindlig
wurde.

In der Sixtinischen Kapelle ge-
schah es dann: Wir verloren die
Dame mit dem Hütchen. Dort
hätte die hellste Farbe nichts
mehr genützt, dort verlor jeder je-
den. Ich wurde durch eine hollän-
dische Pfadfindergruppe seitlich
an die Wand gedrängt – mich da-
gegen zu sträuben, wäre aus-
sichtslos gewesen. Bei der Stein-
bank angelangt, wurde ich recht
unsanft drauf niedergedrückt.
Völlig unbeabsichtigt kam ich
einem Herrn halbwegs auf die
Knie zu sitzen. Er rutschte er-
schrocken zur Seite. Ich sackte
zwischen ihm und seiner Gattin
ab, sass fest und hatte den be-
gehrten Platz erobert, den ich aus
eigenen Kräften nie bekommen
hätte. Einer der Pfadi trat mir auf
die ohnehin schmerzenden Füße.
Also zog ich die malträtierten zu
mir hoch, umklammerte meine
Beine mit den Armen, lehnte
mich zurück und sah hinauf zur
Decke.

Und da geschah das Wunder:
Schlagartig verschwand das To-
sen, das Gedröhne, das Gedrän-
ge, die grässlichen Laute des hol-
ländischen Führers verklangen
ungehört, die ganze Hölle lag weit
unter mir – und über mir schaute

ich in den Himmel, das heisst Mi-
chelangelos «Schöpfung»: Adam,
der seine Hand noch willenlos
Gottvater entgegen hebt, der sei-
nen Zeigefinger demjenigen
Adams nähert. – Gleich wird der
göttliche Funke überspringen –
und Adam erschaffen sein.

Ich schaute und schaute, bis
der Nacken schmerzte, senkte
den Kopf, um ihn gleich wieder
zu heben und weiter zu schauen.
Alle Strapazen, alles Ungemach
waren vergessen, und trotz mei-
ner unmöglichen Lage durchfuhr
es mich: «Werd' ich zum Augen-
blicke sagen, verweile doch! ...»

Zugegeben, dieser Augenblick
war teuer erkauft, dennoch: Ihn
zu erleben, hat sich gelohnt.

Suzanne Geiger

PS. Zu unserem Leidwesen
fanden wir die Dame mit dem
Hütchen den ganzen Tag nicht
mehr, weder beim Treffpunkt
«römischer Brunnen» noch bei
der Schweizer Garde. Als wir
gegen Abend abgehetzt in die
Hotelhalle traten, erwartete sie
uns wohlgenut. Sie sei, erzählte
sie uns lachend, in den Sog einer
deutschen Reisegruppe geraten,
habe mit ihr den «Vatikan-Trip»
gemacht. Nachdem sie zum Aus-
gang hinausgespült worden sei,
habe sie, verlassen und verloren,
kurz entschlossen ein Taxi
«heimzu» genommen.

So war das Ende und alles gut.

Wunsch

Manchmal frage ich mich, ob
nicht das Beste, was wir einem
anderen Menschen schenken
können, unsere Zeit ist. Offenbar
wir denn nicht gerade darin
unsere Liebe, dass wir Zeit haben
füreinander?

Ich bin ein Mensch, der, ich
gebe es zu, Zeit hat. Als Mutter
und Hausfrau lebe ich ziemlich
zurückgezogen, um in erster Linie
für meine Familie genügend Zeit
(und Kraft) zu haben. Gute Kon-
takte zu finden bereitet mir
Mühe. Ich empfinde mich als
komplizierten, kompromisslosen
und (in Sachen Freundschaft)
schwerblütigen Menschen. Ober-
flächliche Bekanntschaften liegen
mir nicht, und für tiefe Beziehun-
gen hat leider niemand Zeit. Alte
Freunde sehe ich nicht mehr, weil
sie keine Zeit haben, und neue
finde ich nicht, weil fast alle
Leute keine Zeit haben. Ich weiss,
das klingt übertrieben, aber so
kommt es mir vor.

Schwatze ich mit jemandem
auf der Strasse oder im Laden,
kann ich darauf wetten, dass es
nach kurzer Zeit heisst: Tut mir
leid, ich muss gehen, ich habe
jetzt wirklich keine Zeit mehr.
Will ich jemanden sehen, muss
ich, immer ich, telefonieren,

schreiben oder einfach vorbeige-
hen. Das ist ermüdend und ent-
mutigend. Dass keiner mehr Zeit
hat, habe ich längst begriffen und
auch akzeptiert, aber dass sich
keiner trotzdem Zeit nimmt, das
macht mir zu schaffen. Natürlich
liebe ich meine Familie, geniesse
ich das nahe und vertraute Bei-
sammensein. Aber manchmal
wünsche ich mir auch ein gutes
Gespräch ausserhalb. Wünsche
ich mir, dass mir jemand ausser-
halb sagt, dass er mich gern hat,
dass er mich in den Arm nimmt.

Kinder haben in verschwende-
rischer Fülle Zeit. Könnten wir
nicht dies (wie so vieles andere)
von ihnen lernen? Eines hoffe ich
für alle die überbeschäftigten
Menschen, nämlich, dass sie am
Ende ihres Lebens Zeit finden,
ihre vielen Aktivitäten aus der
Hand und in die Hände dessen zu
legen, der immer Zeit hat.

Im nächsten Monat werde ich
dreissig. Was ich mir wünsche?
Dass jemand Zeit hat für mich ...

Miryam

Gewusst wie

Manchmal beneide ich gewisse
Menschen um ihre künstlerischen
Fähigkeiten. Wie befriedigend
müsste es sein, ein Bild malen
oder wie ein Vogel singen zu kön-
nen!

Nun habe ich aber eine Kunst
entdeckt, die auch gewöhnliche
Sterbliche beherrschen. Nach
meinen Beobachtungen erntet
der Köhner in dieser Sparte rege
Aufmerksamkeit – dann nämlich,
wenn er es versteht, im Ton der
Beiläufigkeit seinen eigenen Wert
zu steigern. Ja, es handelt sich um
das Talent, mit Virtuosität ne-
benbei sein «Imitsch» oder sein
Umfeld aufzupolieren. Ich kenne
Meister(innen) ihres Fachs, die

mich immer wieder zum Staunen
bringen.

Eine der Künstlerinnen be-
sucht mit mir einen Sprachkurs.
Während wir einfachen Gemüter
nur simple Sätzlein zustande
bringen, enthalten ihre Aussagen
stets einen Nebensatz. Wir erzäh-
len zum Beispiel, dass unser
Gatte Marken, der Sohn Mu-
scheln sammelt. Nicht so die
wahre Köhnerin. Ihr Beitrag lau-
tet: «Ma sœur qui est docteur a
une collection d'armoires.» Aha!
Alle sind beeindruckt.

Kürzlich erhielt bei einer Ein-
ladung nicht nur der Gastgeber
ein Geschenk. Jemand brachte
auch für die Gäste eine Überras-
chung mit. «Zwar nur eine klei-
ne, aber nachdem ich über tau-
send Stück für einen guten Zweck
gemacht haben», verfehlte seine
Wirkung nicht.

Der gewitzte Leser wird er-
kennen, dass der Nebensatz nur
grammatikalisch Nebensache ist.
Es braucht Raffinement, unab-
hängig vom Thema Bemerkungen
wie «da wir zu den besten Steuer-
zahlern gehören» oder «ein Haus
in Spanien besitzen» einfließen
zu lassen. Keine falsche Beschei-
denheit darf die Entwicklung die-
ser Fähigkeit hemmen.

Nachdem ich mein Gehör ge-
schärft habe, ist mir klar gewor-
den, dass auch dieses Talent der
Übung bedarf. Ich bemühe mich,
gewisse Fortschritte zu machen.
An Ideen fehlt es mir nicht. Gerne
würde ich meiner Nachbarin en
passant zu verstehen geben, dass
«auch wir nur in den besten Ho-
tels absteigen». Sicher würde
beim Bericht über den Neffen das
Einschießel, dass «er, wie alle in
der Familie, sehr begabt» ist,
Eindruck machen.

Ob ich es wohl noch lerne,
nachdem ich die Gelegenheit
dazu so lange verpasst habe?

Heidi B.

ECHO AUS DEM LESERKREIS

Heiss

(Nebelspalter Nr. 1)

Liebe Frau Ilse Frank

In Ihrem Brief an Regula gruben
Sie den alten Hut aus der Motten-
kiste aus, wann man eine Dame
mit Frau oder Fräulein anzuspre-
chen hätte, und schrieben das
Problem dem Volke Helvetiens zu.
Da sind Sie auf dem Holzweg.
Ohne wohl den Nebi gelesen zu
haben, brachten in letzter Zeit
deutsche und österreichische
Fernsekanäle den alten Hut
spielerisch zur Sprache, womit be-
wiesen ist, dass es sich um ein in-
ternationales Problem handelt,
und es scheint mir, als einem auch
Geplagten in dieser Sache, dass
eine Lösung erst gefunden wird,
wenn die Männer einmal zum
Schwangerschaftsturnen gehen.

Gehen wir jedoch zu einem an-
dern «schwerwiegenden» Problem
über! Ein neuer Vereinsblättli-
redaktor hatte vergessen, dass in
der Rubrik «Gratulationen» das
Alter von Damen nicht publiziert
werden darf. Hei, gab das einen
Wirbel und Kündigungen der
Mitgliedschaft. Sie werden ent-
gegen, dass man die Geburts-
tagskinder zuerst anfragen sollte,
was ihnen recht sei. Aber ohalätz,
das allein ist schon eine heisse Sa-
che. Können Sie diesen Nebel
spalten? Besten Dank für Ihre
geistreiche Hilfe.

A. Schweizer, Luzern

Geistreich kann meine «Hilfe» lei-
der nicht sein. Ich weiss nämlich
nicht, warum die Sache heiss ist,
möchte aber auf alle Fälle empfeh-
len, nicht so heiss zu essen, wie ge-
kocht wird.
Ilse